

Shoah, Trauma, Psychologie, Geschichte

zu einer Publikation im Chronos-Verlag mit einer Reihe bedeutender Einzelbeiträge

Die Buchvernissage im Stadthaus Zürich wurde zu einer eindrücklichen und nötigen Manifestation eines sehr spezifischen Zustands auch schweizerischer Vergangenheit bis heute. Die Grussbotschaft von Stadträtin Monika Stocker versuchte klar zu machen, dass Zürich bereit sei, sich einer in dieser Publikation aufgeworfenen Problematik öffentlich zu stellen, einer Problematik, die die Frage nach dem spezifisch helvetischen Antisemitismus nicht erneut verdrängen darf. Allerdings stellt die Fokussierung auf „Trauma des Holocaust“ geschichtlich noch weit beunruhigendere Fragen, wie die mutige Feststellung des Psychiaters Berthold Rothschild deutlich machte. Das zahlreiche Publikum war gespalten (und brachte das mit Applaus und Buhrufen deutlich zum Ausdruck) gegenüber Rothschilds Feststellung, die Traumatisierung zeuge sich nicht nur über mehrere Generationen in den Opfern fort, sondern könne aus Opfern und Nachkommen von Opfern in einer heutigen Situation im nahen Osten auch Täter machen. Der Konnex zwischen Psychologie und Geschichte ist kein bloss interdisziplinär akademischer. Es ginge vielmehr um so etwas wie Lernbarkeiten hier und jetzt und für Zukunft, die nicht erneut Traumen hinterlässt.

*

Das Buch hat mehrfachen Anlass und ist deshalb - je nach Lektüre - verschieden verortet, verortbar zum Beispiel in der Schweiz. Seit 1998 besteht unter dem Namen *Tamach* (hebräisch „Unterstützung“) in Zürich eine „Psychosoziale Beratungsstelle für Holocaust-Ueberlebende und ihre Angehörigen in der Schweiz“. Sie ist nach dem Vorbild von AMCHA (seit 1987), einer in Israel ähnlich aufgebauten Institution, entstanden. Aehnliche Angebote bestehen seit 1991, respektive 1994 unter dem Namen ESRA in Berlin und in Wien. Auffällig ist, wie spät selbst in Israel psychologische Beratung, Betreuung und Behandlung von durch die Shoah Traumatisierten und einer zweiten und dritten Generation als eine vordringliche Aufgabe einer Gesellschaft ihrer Geschichte gegenüber wahrgenommen wurde. Jaques Picard weist in einem Geleitwort zum Buch auf die sehr unterschiedlichen Formen und Funktionen kollektiver Erinnerung hin, zu denen auch ein sehr beunruhigendes „öffentliches Schweigen und zum Teil auch Verschweigen der Opfer in Israel, Europa und den Vereinigten Staaten während den rund dreissig Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges“ gehören konnte.

Den Herausgeberinnen des Buches, die gleichzeitig Initiantinnen und Mitarbeiterinnen bei *Tamach* sind (*Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel*) ist es selbstverständlich wichtig, mit diesem Buch eine breite Öffentlichkeit auf die konkrete Arbeit mit den in ihrer Institution Hilfe Suchenden hinweisen zu können. In den drei Beiträgen des ersten Teils des Buches werden „die Generationen der Shoah im Spiegel der Psychologie“ dargestellt, und zwar im Hinblick auf die in den Beratungen je spezifisch manifest werdenden Leiden der Betroffenen, der Trauer, den Schuldgefühlen und dem „Opferneid“, der „überschatteten Kindheit“ der zweiten Generation und von Trauma und neuer Partnerschaft nach einer Traumatisierung. Der/die

LeserIn erhält dabei wertvolle Einblicke in die Schwierigkeiten und Möglichkeiten konkreter therapeutischer Arbeit. Nach der Konzeption der Herausgeberinnen schliessen sich an diese gleichsam kasuistische Grundlage weitere Kreise der Reflexion an unter den Titeln „Therapeuten zwischen Individuum und Geschichte“, „Die Shoah zwischen Psychologie und Geschichte“ und „Die Shoah und die Schweiz“.

Das ist eine mögliche, aus dem konkreten Anlass heraus verständlich Logik der Darstellung, die allerdings nicht zur sehr falschen Rezeption verführen darf, mit einem Tamach, einem ESRA oder einem AMCHA seien die Probleme, die Leiden und Tragödien gar, in Israel, Berlin, Wien und schliesslich und zuletzt auch in Zürich „handled“, ein Stück Vergangenheit, Geschichte sei damit bewältigt. Jeder der Beiträge des zweiten, dritten und vierten Teils macht überdeutlich, dass dem nicht so ist, dass gerade in den unterschiedlichen Fokussierungen der einzelnen AutorInnen nichts „geklärt“ ist, alles je brennend bleibt, wie die Traumata und ihre Folgen selbst, die ja auch nicht, in keinem Fall, therapeutisch „rückgängig“ gemacht werden können, wie irgendeine schöne Neurose. Die Psychologie als Wissenschaft und Behandlungsversuch von Individuen (und allenfalls Gruppen von Individuen) gerät beim „Trauma des Holocaust“ in eine Konfrontation mit Geschichte, der sie sich stellen muss, ohne sie je schon auch nur wirklich gefasst zu haben. Alle in diesem wichtigen Buch zusammengestellten Beiträge sind sich je anders aber auf hohem Niveau und in wohlthuender Schärfe dieser Situation bewusst.

*

So habe ich den Band gegen den Strich der Darstellungslogik der Herausgeberinnen gelesen (ohne damit ihr Verdienst für das Erscheinen des wichtigen Buches abmindern zu wollen). Das Buch aber verdient ganz anderes als eine intellektuell abgeklärte Lektüre!

Der letzte Beitrag des Buches stammt von *Gábor Hirsch*, einem der Mitbegründer der „Kontaktstelle für Ueberlebende des Holocaust“, einem noch heute hierzulande lebenden Opfer der Shoah. „Bericht“ nennt Hirsch, der nach Auschwitz verschiedene weitere Lagererfahrungen zu machen hatte, 1956 schliesslich aus Ungarn in die Schweiz kam, an der ETH sich zum Ingenieur ausbilden liess, Bürger dieses Landes ist, seinen Text. „Unsere ursprünglichen Absichten waren, Kontakte untereinander zu haben und die Vergangenheit zu dokumentieren“. Hirsch wirkte auf dem Podium der Vernissage gleich wie in seinem Text; keine Programme für, keine Einforderung von Betroffenheit, aber von Kenntnismahme, dass auch hierzulande immer noch Menschen da sind, die Auschwitz z.B. überlebt haben, das dokumentieren wollen, das Angebot machen, an Schulen von ihren Leben zu berichten. Hirsch und alle die Anderen, die sich in der Kontaktstelle mit einer gewissen Regelmässigkeit treffen, sind immer noch Zeuge, nicht irgendwo, sondern hier. Ich brauch das Wort „Zeuge“ bewusst, bewusst der uralten jüdischen und christlichen Konnotation die es hat; immer meinte es (auch in seiner griechisch-lateinischen Form „martyr“) letztlich nichts anderes als: das, Shoah, ist geschehen an Menschen, die noch unter uns leben; das, was durch nichts „aufgehoben“ werden kann, ist festzuhalten.

*

Der Schlusssatz von *Madeleine Dreyfuss*' magistralem Text über „Entschuldigung und Rechtfertigung“, der die „Rezeptionsmuster der

antisemitischen Flüchtlingspolitik der Schweiz“ sowohl psychoanalytisch als auch geschichtlich einer im besten und richtigen und notwendigen Sinn gnadenlosen Analyse unterzieht, lautet: „Die schmerzliche Anerkennung der Faktizität des schweizerischen Antisemitismus wird so zwar erfolgreich abgewehrt, bleibt aber latent und kann bei jedem Anlass wieder virulent werden.“

Entscheidend ist, dass die Autorin (weder als Psychoanalytikerin noch als Jüdin mit einem genauen geschichtlichen Bewusstsein) das zuallererst antisemitische Fürchten nicht lernen will (wenn ihr bloss still seid, bricht auch nichts gegen euch aus!). Im Gegenteil: Wenn Latenz nicht immer wieder von neuem gefährlich werden soll, muss jetzt bestimmt formuliert werden, sowohl geschichtlich als auch psychoanalytisch, worin die helvetische Latenz besteht, worauf sie beruht. Dass die Schweiz als sich selbst mythisierendes Gebilde mit der ihr von aussen abverlangten Bearbeitung ihrer Vergangenheit während und nach dem Zweiten Weltkrieg in einen Zustand der „Unlust“ versetzt wurde, ist offensichtlich. „Niemand gibt [schliesslich] gerne zu, dass er oder sie im Unrecht war“. Mit dieser Situation kann oder könnte mindestens verschieden umgegangen werden. Dreyfuss stellt fest: „Wer sich als ungerecht behandeltes Opfer empfindet, ist in dem Moment frei von Angst und Schuld, befindet sich aber an einem labilen psychischen ‚Rückzugsort‘, der keine Entwicklung erlaubt“. Oder dann eben die einzige des „Ressentiments“: „Mit der Projektion des Angriffs in die persekutorisch erlebten jüdischen Kläger, erscheint es gerechtfertigt, diese zu hassen“. Das hat allerdings die Folge, dass die mythisierenden Geschichtsbilder von uns selbst immer wieder gebraucht werden. Dreyfuss formuliert scharf: „die Fetischierung des Mythos von der bedrohten Schweiz verschliesst wie ein Plombe den durch Schuld und Scham entstandenen Riss im Selbstgefühl“.

Hoffnungslos, oder, wie es der letzte Zwischentitel der Arbeit als Frage ausdrückt: „Und heute - nichts Neues?“. Das ist nicht das Problem für Madeleine Dreyfuss. Man könnte vielmehr formulieren, ihr geht es um Möglichkeit von Geschichte in diesem und für dieses Land mit seinen (verschiedenen „historischen“) Plomben. Zu was für Erzählungen über Vergangenheit müssen „wir“ als Kollektiv (in schwierigen Zeiten) gezwungen sein, für welche könnten „wir“ frei sein!?

*

Mit Dreyfuss' Beitrag wird die tiefer liegende Thematik des Buches, die von „Psychologie und Geschichte“, dort geortet, wo sie in einer Publikation, die aus einem schweizerischen Anlass heraus konzipiert worden war, (auch) festgemacht werden muss: hierzulande. Mit genau gleich grossem Engagement an die vom Autor wahrgenommene geschichtliche Situation, aber gleichsam kontrapunktisch zu Dreyfuss, erscheint der dritte Beitrag im letzten Teil des Buches von *Heinz Stefan Herzka*. Der Titel ist eine Verdichtung dessen, worauf es Herzka ankommt: „Geschichte bin ich. - Emigrantenkind in der Schweiz“. Das Emigrantenkind in der Schweiz war Herzka selbst, und das in seinem als Vortrag geschriebenen Beitrag erzählte Autobiographische ist sehr berührend. Die erinnerte Selbsterfahrung des Kindes in einer gefährdeten und immer wieder überstandenen Situation der Emigration eines Juden in diesem Land war wahrscheinlich der point de départ für Herzkas lebenslanges psychiatrisches Engagement, das immer von neuem weiss, dass die Traumen aller humanen Katastrophen letztlich immer wieder zum Leiden der Kinder werden. Herzka schreibt lapidar: „Gesagt wird, dass nichts über ein Kind geht; was geschieht ist, dass das Wohl des Kindes laufend übergegangen wird. Und

diese Doppelbödigkeit wird auch vom Kind gefühlt und erlitten.“ Genau dagegen hält Herzka seinen Satz, einen Satz nicht zuerst der geschichtsphilosophischen Theorie, sondern der ärztlichen Praxis: „Geschichte bin ich, das gilt für jede und jeden von uns.“. Solche durch Erfahrung gedeckte Erkenntnis hält Herzka gegen das immer wiederkehrende Verheerende menschlichen Tuns: „Ausgeliefert und wehrlos zu sein, mit zerbrochenem Vertrauen, nicht weil ein unabwendbares Schicksal hereingebrochen wäre, sondern weil andere Menschen, erwachsene Mitmenschen, eine Unrechtskatastrophe herbeiführten - für die sich in der Zwischenzeit der Begriff des „human made disaster“ gefunden hat -, das wird zur grundsätzlich schädigenden Erfahrung aller Nachkommen von Verfolgten, die bei allen Variationen, im wesentlichen immer die gleiche ist.“

*

So wird vom Schluss des Buches her allererst in seiner ganzen Tragweite deutlich und für LeserInnen wirklich verständlich, worauf Beratungs- und Therapie-Angebot in einer Institution wie zum Beispiel dem *Tamach* in Zürich wirklich stösst. Doch schon die beiden Beiträge des zweiten Teils mit dem Titel „Therapeuten zwischen Individuum und Geschichte“ von *Nathan Durst* (u.a. klinischer Direktor von AMCHA) und *Ute Benz* (die hauptsächlich mit Kindern der Täter in Deutschland arbeitet) machten, falls das nach dem ersten Teil noch hätte nötig sein können, überdeutlich, dass das im Trauma „Angerichtete“ Schicksal bleibt. In Nathan Dursts sehr aufwühlenden Text stösst frau/man einmal auf folgenden Satz, der fast enigmatisch zusammenfasst, worum es immer wieder geht und gehen wird: „In diesen Familien waren so viele Abwesende immer anwesend.“

*

Der dritte Teil des Buches macht die Problematik, um die es in allen Einzelbeiträgen geht, schon im Titel klar: „Shoah zwischen Psychologie und Geschichte“. *Harald A. Mieg* versucht, mit den Methoden der Sozialpsychologie an den „langen Arm der Geschichte“ heranzukommen. Ob das gelingt, bleibt mir fraglich, dem Autor, wie mir scheint, auch. Viel spannender sind die Ansätze der beiden Psychoanalytiker *Berthold Rothschild* und *Paul Parin*. Psychoanalyse hat seit Freud ein problematisches und problematisierendes Bewusstsein von der Dialektik zwischen Biographie und dem, was wir uns geschichtlich so antun. Ich spiele auf Formulierungen des leider, wie es scheint, vergessenen Peter Brückner an, dem Erfinder einer „politischen Psychologie“ in den düstersten Zeiten des Deutschen Herbst, dessen letzte grosse Veröffentlichung den Titel trägt „Psychologie und Geschichte“!

Das Faszinierende an Rothschilds Arbeit ist, dass er der oralen Tradierung als Psychoanalytiker auf die Spur kommen will. Da wäre ein Weg angezeigt, dem weiter zu folgen wäre, mit der entscheidenden Frage, wie die „individuell-subjektive Wahrheit“ die (je) historische mit konstituiert. In Rahmen dieser Besprechung kann nur auf eine wichtigste erste Resultante hingewiesen werden: „Die orale Tradierung (als Quelle der „historischen Wahrheit“) erfolgt über die Sprache und über das Schweigen!“ Ausgerechnet das Schweigen zu ver- oder zu beschweigen, perennierte die blinde Wiederholung des Traumas.

*

Der auf seine Art schönste Text im ganzen Buch ist für mich derjenige von *Paul Parin*. Er stellt sich im Titel die Doppelfrage: „Können Psychologen von Historikern und können Historiker von Psychologen lernen?“ Antwort: sie können, nicht bloss, sie könnten, sie müssen sogar. Und da tut sich der alte Psychoanalytiker mit dem alten Historiker Hobsbawm zusammen. Wie ein eratischer Block steht bei Parin an entscheidender Stelle dann folgender Satz: „Die marxistische Ideologie gründet auf einer Gesellschaftstheorie, die jede mythische, religiöse oder nationale Legitimation strik ablehnt“. Diesen Satz hat auch Hobsbawm nie gestrichen in seinem Lebenswerk, einer Gechichtsschreibung, die unverführbar ist für Historie irgendeiner wie auch immer national oder ethnisch begründeten „Identitätskultur“. Parin formuliert ohne Konzession: „Auch nur teilweise Rückgriffe auf die ‚Identitätskultur‘ bewirken einen Einbruch im Zentrum einer aufgeklärten Ideologie“. Denn Identität hat das Individuum und nicht ein Kollektiv. „Sobald Juden, Araber, Serben, Albaner und alle anderen eingesehen haben, dass sie ihr Selbstgefühl nicht von der ihnen vermittelten nationalen Geschichte mit ihren unvermeidlichen Zwecklügen ableiten können, werden sie der Vernunft und der Moral eher folgen.“ Das ist nicht einfach ein Satz, das ist so, und so lange es noch nicht ist, ist es nicht unwichtig, dass ein paar Alte keine Gründe finden können, die alte Aufklärung, die grundsätzliche menschliche Lernfähigkeit, über Bord zu kippen.¹

¹ Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.)
Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte. Chronos-Verlag, Zürich
2002, 212 Seiten, Fr. 35.-